

Anerkennungskämpfe in der Deutschen Gehörlosenzeitung in den 1950er und 60er Jahren.

Ulrika Mientus

Beitrag zum Projekt „Die Geschichte gehörloser und schwerhöriger Menschen im deutschsprachigen Raum vom 19. Jahrhundert bis heute“

Mein Beitrag widmet sich der Geschichte von Gehörlosen in Westdeutschland in den 1950er und 1960er Jahren. Ich gehe darin der Frage nach, warum und wie damals eine „Schicksalsgemeinschaft“ der Gehörlosen konstruiert wurde. Dafür habe ich exemplarisch die Deutsche Gehörlosen-Zeitung (DGZ) untersucht, um die wichtigsten Themen für Gehörlose in der Nachkriegszeit herauszufinden. Dies waren: Arbeit und Leistungsfähigkeit, Bildung, frühkindliche Sprachförderung und staatliche Fürsorgeleistungen. Interessanterweise spielte die NS-Vergangenheit fast keine Rolle.

Anhand der Berichterstattung in der DGZ zeige ich, in welcher ambivalenten Situation Gehörlose in der westdeutschen Nachkriegszeit waren. Einerseits kämpften sie weiter um die Anerkennung als *vollwertige* Mitglieder der Gesellschaft. Dieser Kampf wurde bereits seit den 1920er Jahren intensiv geführt. Andererseits bewegten sie sich in der hörenden Mehrheitsgesellschaft und mussten sich an die hörende Norm anpassen. Dabei galt: Personen wurden abgewertet und diskriminiert, wenn sie die deutsche Lautsprache nicht *richtig* sprechen oder verstehen konnten. Eine breite Akzeptanz für den Gebrauch von Gebärden oder für eine deutsche Gebärdensprache gab es noch nicht – auch nicht in der Gehörlosengemeinschaft. Für Gehörlose hatte dies massive Nachteile in ihren Bildungs- und Berufschancen zur Folge. Diese umfassende gesellschaftliche Diskriminierungsform wird als Audismus bezeichnet.

Die zwiespältige Situation prägte die Artikel in der DGZ, die von Gehörlosen und hörenden „Experten“ wie zum Beispiel „Taubstummenpädagogen“ verfasst wurden. Hier wurde zwar auch die gesellschaftliche Benachteiligung thematisiert. Gleichzeitig erhielten aber vor allem Gehörlose klare Handlungsanweisungen: sie sollten zum Beispiel fleißig arbeiten, lebenslang lernen und unauffällig gebärden. Mit diesen konkreten Anweisungen sollten Gehörlose individuell versuchen, gesellschaftliche Vorurteile abzubauen. Dafür mussten sie sich der hörenden Norm unterordnen. Es wird deutlich, dass ihnen die Mehrheitsgesellschaft nicht auf Augenhöhe begegnete und kein Verständnis für die gesellschaftliche Diskriminierung aufbrachte.

Die Idee einer „Schicksalsgemeinschaft“ war daher vor allem für politische Forderungen und den Anerkennungskampf notwendig. Mein Beitrag zeigt, wie diese Gemeinschaft als kollektive Identität in Abgrenzung zu hörenden Mehrheitsgesellschaft konstruiert wurde. Deshalb fasse ich unterschiedliche Grad der Hörbeeinträchtigung unter „gehörlos“ zusammen. Weitere Forschung ist nötig, um die kollektive Identität nach innen zu untersuchen und die Heterogenität der Gehörlosengemeinschaft in den Blick zu nehmen.